

I. 47.

## **Irmgard Maertins**

### **Freiburg-Munzingen**

## **Kriegsende 1945 und die ersten Tage der Besatzung**

*Sie ist bei Kriegsende 1945 ein 14-jähriges Mädchen, das in **Freiburg** in der Steinackerstraße 6 nahe der Schwarzwaldstraße wohnt. Die Tiefflieger „Max und Moritz“ wecken sie jeden Morgen schon vor 8 Uhr, nach Luftangriff auf Freiburg hat sie keine Schule mehr. Rollglas in den Fenstern halten Regen, aber nicht die Kälte ab. Oft Alarm, jedes Mal in den Keller. Im Frühjahr hilft sie im Garten, der an eine Flakstellung grenzt. Mutter gräbt für die Kinder Schutzlöcher. Später verbringen sie die Tage lieber beim Holz sammeln im Wald. Ihr Feuer entdeckt ein Tiefflieger und schießt. Sie sehen, wie ein Bomber bei Betzenhausen abgeschossen wird und zwei Fallschirme niedergehen. Flakstellung verschwindet über Nacht. Hauswirtin wird in der Dämmerung begraben, danach rennen alle Trauergäste schnell nach Hause. Wehrmacht zieht sich auf der Schwarzwaldstraße zurück: die Soldaten laufen, die Offiziere werden von Hundegespannen gezogen. Die Geschütze ziehen Ochsen. Dann Ruhe. Danach Geschosse, die Jugendherberge brennt, der Kinderhort „Ottilienwiese“, nun Munitionslager, auch. Im Strandbad hat die Feldbäckerei jede Menge Kommissbrote hinterlassen. Die Kinder holen im Handwagen mehrere Fuhren davon, so viel, dass sie ein paar Tage später deutsche Kriegsgefangene damit versorgen können. Im Strandbad finden die Kinder auch **Hausrat von jüdischen Familien** und einen Haufen Briketts. Sie kommen gerade noch damit nach Hause, als die **Ebnet**er Brücke gesprengt wird. Dann kommen die Franzosen, vor dem Ortsschild Ebnet werden sie beschossen. Soldaten im Haus, gehen aber schnell wieder. Am nächsten Tag gehen die Kinder zum Tross der Franzosen vor dem Strandbad. Die Soldaten geben ihnen Schokolade und Käsestückchen. Dann die Nachricht: in **Ebnet** wird ein Lebensmittellager geräumt. Die Kinder schaffen herbei, was sie können. Einmal werden sie von Soldaten gestellt, die alles was sie tragen, auf den Boden schütten, darauf herumtrampeln und in die Luft schießen. Mutter will die Vorräte im Garten vergraben, stößt dabei aber auf eine Uniform, die die Nachbarin vergraben hat. Im Welchtal soll ein Speiseöllager sei, hören die Kinder. Sie gehen dahin und stoßen auf dem Rückweg, ein Fass Kunsthonig rollend, dabei auf drei Männer mit Panzerfäusten, „Werwölfe“, die sich versteckt halten. Mutter hat inzwischen die geplünderten Nudeln gekocht, als sich Franzosen dem Haus nähern. Schnell packt sie den Topf, ab in die Toilette, schmutzige Wäsche drauf, doch die Soldaten haben es auf die Hühner des Hauswirts abgesehen.*

Den Bericht verfasste ich vor zehn Jahren. Mein Enkel und seine Klassenkameraden wurden von der Schule aufgefordert, ihre Großeltern zu bitten, ihre Erinnerungen an das Kriegsende 1945 aufzuschreiben.

Der Winter 1944/45 war sehr kalt und schneereich. Die Hauptstraßen mussten mit hölzernen Schneepflügen, die von Pferden gezogen wurden, gebahnt werden. Die Seitenstraßen hatten die Anwohner, auf Befehl der Ortsgruppenleitung, frei zu schaufeln. Da seit dem Bombenangriff auf Freiburg kein Schulunterricht mehr statt fand, mussten wir schon in der Frühe Schnee schippen.

Jeden Morgen schon vor 8 Uhr wurden wir durch zwei englische Aufklärer geweckt. Wir nannten sie „Max und Moritz“. Blitzschnell brausten sie im Tiefflug über die Dächer hinweg, wir konnten sogar die Piloten sehen. Weil sie so nieder flogen, konnten sie von der Flak, die ganz in Nähe stationiert war, nicht

beschossen werden. Viele Male am Tag erschreckten uns zwei Jabos, so dass wir den ganzen Tag zwischen Wohnung und Keller pendeln mussten.

Nachts konnten wir auch nicht schlafen, weil immer wieder Fliegeralarm war. Manche Nacht mussten wir sogar zwei Mal in den Keller. Meistens legten wir uns mit den Kleidern ins Bett, so waren wir schneller im Keller. Zudem war es im Bett wärmer, denn wir hatten nur noch in der Küche ganze Fensterscheiben. Die anderen Fenster waren durch den Luftdruck der in unserer Nähe explodierten Bomben zu Bruch gegangen. Das Rollglas an den Fenstern hielt nur den Regen, aber nicht die Kälte zurück. An den Zimmerwänden war glitzernder Frost.

Als es wärmer wurde, mussten wir Kinder im Garten mithelfen. Unser Garten grenzte unmittelbar an die Flakstellungen. Damit wir vor den Fliegern und den herab fallenden Granatsplittern geschützt waren, grub unsere Mutter für jedes Kind ein Loch, das mit einem Deckel abgedeckt wurde. Wenn Gefahr war, verkrochen wir uns wie die Kaninchen in unseren Löchern. Unsere Mutter verkroch sich im Brunnenschacht.

Da es mit der Zeit zu gefährlich wurde, kam Mutter auf die Idee, die Tage im Wald zu verbringen. So brauchten wir nicht ständig im Keller zu sitzen, und wir waren an der frischen Luft. Wenn wir Hunger hatten, bauten wir uns einen Herd, und unsere Mutter kochte uns darauf eine Brotsuppe. Abends fuhren wir wieder mit unserem Handwagen, den wir am Tag mit gesammeltem Holz beladen hatten, nach Hause. Am dritten Tag, wir kochten gerade unsere Suppe und dachten nicht daran, dass der aufsteigende Rauch uns gefährlich werden könnte, wurden wir von Jabos beschossen. Zum Glück wurde keiner getroffen. Unsere Mutter schüttete die gute Suppe über das Feuer, damit uns der Rauch nicht mehr verraten konnte.

Auf dem Heimweg mussten wir uns unter dem Handwagen verkriechen, weil ein Bomber, der von seinem Verband abgesprengt war, von der Flak beschossen wurde. Wir hörten, wie die Splitter der über uns explodierten Flakgranaten zu Boden fielen. Es war ein pfeifender Summton, bevor die Splitter auf dem Boden aufschlugen. Der Bomber wurde getroffen und stürzte auf der Grenze Betzenhausen-Lehen ab. Wir sahen, wie zwei Fallschirme über dem Rosskopfgebiet herabschwebten. Einen aus der abgesprungenen Besatzung führten Soldaten der Flakstellung als Gefangenen ab.

Über Nacht wurden die Flakstellungen abgebaut, wir trauten uns wieder in den Garten. In der Ferne hörte man schon den Kanonendonner. Es war ein dumpfes Rumpeln. Bei klarem Wetter konnten wir den Hartmansweilerkopf im Elsass sehen. Unsere Mutter sagte: „Dort hinter dem Berg sind die Kanonen, jetzt geht es nicht mehr lange, dann sind sie bei uns.“ Tatsächlich war der Kanonendonner immer deutlicher zu hören.

Die Arbeiten im Freien mussten in der Dämmerung verrichtet werden, weil man am Tage ständig von den Tieffliegern bedroht wurde. Als unsere Hauswirtin starb, wurde sie in einer rohgezimmerten Kiste bei anbrechender Dunkelheit in aller Eile beerdigt. Danach rannten alle Trauergäste schnell wieder nach Hause, damit sie in Sicherheit waren.

Es war jetzt Ende April und das Ende des Krieges zeichnete sich immer mehr ab. Jeder wusste es, aber keiner sprach darüber. Denn es gab immer noch genügend Leute, die noch auf einen Endsieg hofften. Auf der Schwarzwaldstraße wurde es auf einmal wieder lebendig. Nachts hörte man das Stampfen von Soldatenstiefeln. Da es am Tage zu gefährlich war, fanden die Truppenbewegungen vor allem nachts statt. Wir waren das schon gewöhnt, seit Anfang des Krieges. 1940 der Frankreichfeldzug, 1942 wurden Heeresteile aus Frankreich abgezogen und nach Russland verlegt. Die Soldaten mussten die Entfernungen zu Fuß zurücklegen, nur die Offiziere hatten Fahrzeuge. Die Kanonen wurden von schweren Pferden gezogen.

1945 wurden die übrig gebliebenen Kanonen von Ochsen gezogen. Die Offiziere ließen sich von jeweils vier Hunden auf selbst gebastelten Gefährten ziehen. Die Soldaten waren wieder zu Fuß unterwegs. Abgekämpft, müde und endlos enttäuscht, missbraucht von einer Größenwahnsinnigen Regierung. Auf den Freiburger Straßen, Richtung Schwarzwald, wurde es wieder ruhig. Es war eine unheimliche Ruhe, nur von den beiden Jabos, die jetzt immer dreister wurden, unterbrochen. Auch der Kanonendonner war verstummt.

Plötzlich hörten wir lautes Knallen und Zischen. Es hörte sich an wie ein großes Feuerwerk. Da sahen wir an der Stelle, wo heute die Jugendherberge steht, ein großes Feuer. Die Tannen am Waldrand brannten, und die ehemalige Kindertagesstätte „Ottilienwiese“ brannte lichterloh. Der Kinderhort war in ein Munitionslager umgewandelt worden. Nicht weit davon ging zur selben Zeit eine Villa in Flammen auf. Angeblich sollte sich dort eine Kommandozentrale des Heeres befunden haben.

Um besser das Feuer zu sehen, standen wir auf dem Parkplatz vom Strandbad, als plötzlich ein Mann rief: „Im Strandbad gibt es jede Menge Kommisbrote!“ Die Feldbäckerei, die in den Kleiderablagen des Strandbades stationiert war, hatte sich bei Nacht und Nebel davon gemacht und hinterließ Hunderte von Kommisbroten. Wir Kinder rannten nach Hause, hatten unseren Handwagen und beluden ihn mit Brot. Ich weiß nicht mehr, wie oft wir eine Fuhre holten. Auf jeden Fall war es so viel, dass ich nach ein paar Tagen einen ganzen Wagen voll den deutschen Kriegsgefangenen, die in der Gendarmerieschule am Messplatz untergebracht waren, bringen konnte. Weinend bedankten sich die Männer.

Als das Brotlager geräumt war, entdeckte jemand in den Einzelkabinen des Strandbades Hausrat, der von jüdischen Familien stammte. Die Kabinen waren voll gestopft damit. Am Ende und außerhalb der Umkleieräume lag ein riesiger Haufen mit Briketts. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Nachricht von

dem Fund. Jetzt sah der Briketthaufen eher wie ein Ameisenhaufen aus. Die Leute ignorierten vollkommen die Nachricht, dass die Franzosen schon an der Schwabentorbrücke waren. Jetzt beeilten wir uns mit unserer Brikettfuhr, wir hatten zum Glück nicht weit, da wir ganz in der Nachbarschaft wohnten. Wir lasen gerade die letzten Kohlenkrümel auf, als ein Volkssturmmann über den Zaun rief, wir sollen uns in Sicherheit bringen, weil die Ebnet Brücke gesprengt wird und außerdem seien die Franzosen bereits am Messplatz.

Wir waren gerade zu Hause angekommen, als es einen fürchterlichen Knall gab. Wir schauten um die Hausecke und sahen eine große Staubwolke. Es ging nicht mehr lange, als wir die ersten Panzer anrollen hörten. Wir Kinder waren von unserer Brot- und Kohlenaktion so müde, dass wir das Anrücken der Front überhaupt nicht ernst nahmen, die ganze Angelegenheit verlief eher gemütlich.

Die Frauen begaben sich jetzt vorsichtshalber in den Keller. Ich ging mit unserem Hauswirt in das oberste Stockwerk, von dort hatten wir einen freien Blick Richtung Ebnet. Jetzt kamen auch die ersten Panzer. Rechts und links und hinter dem Panzer liefen in gebückter Haltung, das Gewehr im Anschlag, Soldaten. Als die Soldaten kurz vor dem Ortsschild von Ebnet waren, wurden sie vom Wald aus beschossen. Die Panzer erwiderten das Feuer. Anhand der Leuchtspurnmunition konnten wir genau die Richtung der Geschosse erkennen. Wir waren fasziniert von dem Geschehen, als plötzlich ein französischer Soldat im Hof stand und uns zurief: „Ferre fenetre!“

Wir waren so erschrocken und rannten in den Keller. Bald darauf hörten wir, dass mehrere Soldaten die Kellertreppe herunter rannten. Mit dem Gewehr im Anschlag rissen sie die Luftschuttkellertüre auf. Stumm standen sie da und schauten sich um. Die Frauen hauchten: „Du lieber Gott, laß' uns am Leben.“ So schnell die Soldaten kamen, waren sie auch wieder weg. In der folgenden Nacht durften wir endlich mal wieder nur mit einem Nachthemd bekleidet ins Bett gehen. Wir konnten die ganze Nacht ungestört durchschlafen.

Am folgenden Tag füllte sich der Parkplatz am Strandbad mit Fahrzeugen der Franzosen. Wir Kinder waren neugierig, aber zugleich auch vorsichtig. Langsam näherten wir uns den Soldaten, die überraschender Weise sehr freundlich waren und uns mit Schokolade und Käsestückchen fütterten. Die Soldaten sprachen mit uns, aber wir verstanden kein Wort. Aufgeregt erzählten wir zu Hause von unserer Begegnung, als es an der Türe stürmisch klingelte. Eine Nachbarin erzählte aufgeregt, dass in Ebnet ein Lebensmittellager leergeräumt wird. Wir packten unsere Taschen und rannten zu der besagten Stelle.

Als erstes mussten wir das Hindernis der gesprengten Brücke überwinden. Wir rutschten die steile Fahrbahn hinab bis ans Wasser, das zum Glück nur ein schmaler Bach war, dann kletterten wir die steile Brückenhälfte wieder hinauf. Wir rannten den anderen Leuten hinterher. In einer stillgelegten Schreinerei befand sich nach unserem Ermessen ein wahres Schlaraffenland. Da waren, gestapelt auf Regalen, Waren, die wir schon lange in den Geschäften vermissten.

Meinen Brüdern stopfte ich die Taschen mit Suppeneinlagen voll, ich schleppte mich mit einem Karton Mondamin ab. Auf dem Rückweg mussten wir so schwer beladen das Hindernis der gesprengten Brücke überwinden. So rannten wir ein paar Mal hin und her. Beim letzten Mal, wir wollten gerade mit unseren vollen Taschen uns auf den Heimweg machen, brausten drei Jeeps daher, voll beladen mit Soldaten. Sie rissen uns die Taschen aus den Händen, schütteten den Inhalt auf den Boden und zertrampelten alles. Wir standen fassungslos da. Die Soldaten schossen ein paar Mal in die Luft, und wir machten uns eiligst auf den Heimweg.

Zu Hause war unsere Mutter damit beschäftigt, die Schätze zu vergraben. Sie fand eine Stelle mit lockerem Boden, wo sie den Mondaminkarton vergraben wollte. Aber an dieser Stelle war schon eine Uniform vergraben. Die hinzukommende Nachbarin rief: „Halt, das ist mein Loch!“

Wir hatten jetzt einen großen Vorrat von Nudeln. Unsere Mutter versprach uns, ein große Portion Nudeln zu kochen.

Auf der Straße hörten wir, wie ein paar Männer sich unterhielten, dass im Welchental ein Speiseöllager sei. Wir Kinder überlegten nicht lange und marschierten in Richtung Welchental los. Die Straßen waren menschenleer, erst in Ebnet, vor dem Pfarrhaus, sahen wir einen französischen Panzer und ein paar Soldaten, die sich rasierten. Wir hatten den Eindruck, dass die sich erst einmal tüchtig ausgeschlafen hatten.

Wir marschierten weiter, denn wir hatten noch einen weiten Weg vor uns. Keine Menschenseele begegnete uns. Fast am Ende des Welchentales entdeckten wir eine Hütte, die aufgebrochen war. Jetzt bekamen wir es so langsam mit der Angst zu tun. Aber die Neugierde war größer. Die Hütte war leer, bis auf einen Eimer Kunsthonig, der so schwer war, dass wir ihn nicht tragen konnten. Liegen lassen wollten wir ihn auch nicht, so rollten wir ihn wie ein Fass nach Hause.

Ecke Melchental-Steinhalde kam ein bewaffneter Mann aus dem Wald und schrie uns an, dass wir eiligst verschwinden sollten. Wir sahen noch drei Männer mit Panzerfäusten. Es waren Werwölfe, die sich im Wald versteckt hielten und glaubten, die Franzosen noch aufhalten zu können.

Wir versuchten so schnell wie möglich nach Hause zu kommen mit unserem Honigeimer. Unser jüngster Bruder kam nur langsam hinterher. Wegen seiner Gemächlichkeit war er deshalb bei den Soldatenspielen schon immer nur der „Meldehund“. Der Panzer stand immer noch vor dem Pfarrhaus, die Soldaten machten sich ganz gemütlich wieder bereit. In unserer Unbekümmertheit müssen wir zwischen zwei Fronten geraten sein. In Ebnet brachten Soldaten Plakate an, worauf stand, dass die geplünderten Waren unverzüglich zurück gebracht werden müssen, andernfalls gilt die Todesstrafe.

Ganz außer Atem kamen wir zu Hause an. Unsere Mutter machte einen fürchterlichen Krach mit uns, aber letztthin freute sie sich doch über den Kunsthonig. Die versprochenen Nudeln kochten schon. Da Mutter uns eine große Portion versprochen hatte, nahm sie zum Kochen einen kleinen Wäschetopf. Der Topf stand noch auf dem Herd, als wir drei französische Soldaten über das Feld auf unser Haus zu kommen sahen. Unsere Mutter geriet in Panik, schnappte den Topf vom Herd und schleppte ihn in die Toilette, dort schichtete sie schmutzige Wäsche auf die Nudeln. Sie hatte Angst, dass die Soldaten das Haus kontrollieren würden. Aber die Soldaten hatten es auf die Hühner des Hauswirts abgesehen, schnappten sich drei und verschwanden wieder.

Unsere Nudeln, auf die wir uns so gefreut hatten, bekamen die Ziegen. Aber wir hatten ja noch mehr davon, irgendwo in einem Loch versteckt. Sie sollten uns noch eine Weile den Speisezettel bereichern, denn die Versorgungslage der Bevölkerung wurde jetzt mehr als dürftig.

Trotz allem hatten wir hier in unserer Gegend noch großes Glück. Wir durften unsere Heimat behalten und in unseren eigenen Betten wieder in Ruhe schlafen.

***Irmgard Maertins***